

Das Therapeutische Milieu als Angebot der Jugendhilfe

BAND III

Wirksamkeit und Perspektiven



Jugendwohnen im Kiez -
Jugendhilfe gGmbH

Per Wolfrum

Zauberhafte Gespräche? Wie PädagogInnen, TherapeutInnen und Familien über Wirkungen, Ziele und Wirksamkeit sprechen ...

„Worte waren ursprünglich Zauber, und das Wort hat noch heute viel von seiner alten Zauberkraft bewahrt. Durch Worte kann ein Mensch den anderen selig machen oder zur Verzweiflung treiben ... Worte rufen Affekte hervor und sind das allgemeine Mittel zur Beeinflussung der Menschen untereinander.“

(Freud, 2003, S. 43)

Vorüberlegung

Aus der Sicht der MitarbeiterInnen von „Mobile“ und „Mäander“ bot die Fachtagung „Therapeutische Jugendwohngruppen im Spannungsfeld von Erwartungen und Bewertungen“ einen guten Anlass, sich eines der Instrumente der Arbeit im therapeutischen Milieu genauer anzuschauen: das Gespräch. Zur Überschrift der Arbeitsgruppe führte der Buchtitel „Worte waren ursprünglich Zauber“ von Steve de Shazer (1998). Es ist ein Standardwerk des lösungsorientierten Ansatzes, dem sich die therapeutischen Einrichtungen von „Neues Wohnen im Kiez“ durchaus verpflichtet fühlen. Die Bezeichnung als „Standardwerk“ führt ja manchmal zu dem bemerkenswerten Effekt, dass das betreffende Buch zwar sehr oft in aller Munde ist, aber wesentlich seltener gelesen wird. Und so verwundert es vielleicht nicht, wenn auf zauberhafte Art und Weise der Satz „Worte waren ursprünglich Zauber“ mehr an de Shazers Namen gebunden scheint als an den Urheber des Zitates. Dabei hat de Shazer den Titel als Zitat gekennzeichnet und führt es auch mit Quellenangabe ausführlich an. Es ist diesem Text vorangestellt, weil damit auch verdeutlicht werden soll, dass es allgemein (und nicht schulenspezifisch) um die Rolle von Gesprächen im therapeutischen Milieu gehen soll.

Vorbereitung

Es war uns bewusst, dass das Feld so groß und vielfältig ist, dass in einer zweistündigen Arbeitsgruppe weder ein mikroskopisch genauer Blick noch eine umfassende Darstellung erfolgen konnte. Wir wollten eher zu einem Diskurs einladen, der zu individuellen Erkenntnissen, Ideen und Impulsen führt.

Als BetreuerInnen, SozialarbeiterInnen und TherapeutInnen von „Mäander“ und „Mobile“ sich in Vorbereitung auf das Thema austauschten und über ihre Arbeit berichteten, entstand eine umfangreiche Beschreibung.

Die SozialarbeiterInnen unserer therapeutischen Einrichtungen benannten als eines ihrer Hauptinstrumente die Zielgespräche bzw. die Markierungsgespräche (vgl. Semken & Weber, 2010). Die Zielgespräche finden mindestens einmal monatlich gemeinsam mit den Jugendlichen und deren Eltern statt. Sie sollen dem Erleben von Eigenverantwortung und der Orientierung für alle am Gespräch Beteiligten dienen. Es geht um die Würdigung von Erreichtem und bietet Raum, um individuelle Stärken zu erfahren. Letztlich geht es um den Entwurf kleinschrittiger Ziele, die zu langfristigen Zielen führen. Fragen, die in den Markierungsgesprächen des Therapeutischen Einzelwohnens im Mittelpunkt stehen, verdeutlichen den spezifischen Charakter dieser Art von Gesprächen: Was ist wem gut gelungen? Was hat der junge Mensch geschafft? Woran merkt wer, dass etwas Neues beginnen kann? Welche kleine Veränderung hat die Eltern an ihrem Kind am meisten überrascht?

Die TherapeutInnen beschrieben ihre Gespräche in den unterschiedlichen Konstellationen. Sie führen bei uns therapeutische Gespräche zum einen mit den einzelnen Jugendlichen und zum anderen mit der Familie (Eltern, Geschwistern und anderen Personen, die etwas mit den vorhandenen Problemen und den möglichen Lösungen zu tun haben könnten). Sie sollen einen geschützten Raum geben, in dem die KlientInnen bestimmen, welche Themen ihnen wichtig sind. Der Rahmen soll Innehalten und Reflexion anregen. Jugendliche können auf ihr Alltagserleben blicken und dabei sich selbst anders erleben. Familienmitglieder können einen differenzierteren Blick auf ihre Beziehungen wagen und die Familiengeschichte(n) anders erleben.

Die BetreuerInnen erleben in ihrem kontinuierlichen Kontakt beständig Gespräche mit den Jugendlichen, die in der Therapeutischen WG leben. Sie nutzen sie, um Interesse am Gegenüber zu zeigen, Tagesverläufe zu reflektieren, Tagesstrukturen zu planen und Anregungen zu geben. Hinter diesen kurzen Sätzen in dünnen Worten verbirgt sich ein facettenreiches Geschehen. Da sind Unterschiede im Setting (vom Gespräch unter vier Augen über Gespräche in einer Kaffeerrunde bis hin zur Diskussion in der Gruppenversammlung). Da gibt es eine Vielfalt in den Themen (vom Teilen der Freude am schulischen Erfolg über die Auswertung des letzten Wochenendes bei den Eltern bis zum Trost bei Liebeskummer) und in den Haltungen der BetreuerInnen (von Ansagen

über Zuhören bis hin zur Vermittlung). Mal ergeben sich die Gespräche eben so, mal sind es feste Verabredungen, mal werden sie von Jugendlichen eingefordert, mal gehen BetreuerInnen auf BewohnerInnen zu, manchmal dauern sie nur Minuten, manchmal quatscht man sich richtig fest. Eine ähnliche Vielfalt von Gesprächen ergibt sich in den Kontakten der BetreuerInnen mit den Eltern der Jugendlichen.

Soweit also die kurze Übersicht von Gesprächen, in denen sich die MitarbeiterInnen der therapeutischen Einrichtungen mit den Jugendlichen und deren Eltern befinden. Ihre Beschreibung ist sowohl den Umfang der Gespräche als auch die Details und Unterschiede betreffend unvollständig. In der Arbeitsgruppe diente sie aber als Ausgangspunkt des Diskurses.

Diskurs

Um ehrlich zu sein: Meine stärkste Erinnerung an diese Arbeitsgruppe ist, dass die Zahl der TeilnehmerInnen das Fassungsvermögen des Raumes überschritt. Wir hatten damit gerechnet auf Interesse zu stoßen, nicht jedoch damit, dass der Rahmen gesprengt wird. Die TeilnehmerInnen stellten eine heterogene Gruppe dar. Es waren ErzieherInnen, SozialarbeiterInnen, PsychologInnen und TherapeutInnen aus Ämtern, Kliniken und von Jugendhilfeträgern. Sie alle schätzten ein, dass Gespräche einen Großteil ihres Arbeitsalltages ausfüllten. Wir stellten die Beschreibung der Gespräche vor und luden dazu ein, sich zu positionieren, welche der beschriebenen Gesprächsformen denen aus dem jeweiligen Arbeitsalltag am nächsten kommen. Bei der Einschätzung ihrer Wirksamkeit schien es wichtig zu sein, ob die Einladung zum Gespräch von den „Profis“ oder den KlientInnen kam. Angeregte Diskussionen ergaben sich bei der Frage, ob die Gespräche eher eine Wirkung auf die KlientInnen oder auf die „Profis“ haben.

Diese Positionierungen, Diskurse und „Seitengespräche“ boten den Stoff für einen offenen Austausch der BetreuerInnen, SozialarbeiterInnen und TherapeutInnen unserer therapeutischen Einrichtungen im Beisein der ArbeitsgruppenteilnehmerInnen zu der Frage: „Wer erwartet von wem am ehesten, dass er/sie über zauberhafte Worte verfügt?“ Wir kamen dabei nicht zu eindeutigen Antworten, eher zu Gedanken über unsere Arbeitsweise. Einer der zentralen Gedanken war, dass die Motivation der Jugendlichen und deren Familien zu Veränderungen wesentliche Voraussetzung für die Entfaltung eines Zaubers ist. Darin eingeschlossen ist auch ihr Glaube an ihre eigene Wirksamkeit und an die Wirkung von Gesprächen. Um mit Steve de Shazer (1998, S. 11) zu sprechen: „Wie wir alle wissen bedeutet etwas zu glauben, es zu sehen.“

Der andere Leitgedanke war, dass die therapeutische Wirksamkeit voraussetzt, dass ein multiprofessionelles Team sich im kooperativen Austausch befin-

det. Wenn es gelingt, dass BetreuerInnen, SozialarbeiterInnen und TherapeutInnen ihre Gespräche mit den Jugendlichen und deren Familien miteinander reflektieren und ihre Beobachtungen miteinander vergleichen, dann sind sie in der Lage, Veränderungspotenziale zu sehen und zu nutzen. Keine der Professionen kommt dabei ohne die andere aus. Es macht einen Unterschied, ob TherapeutInnen sich als die einzigen sehen, die Interventionen setzen oder ob sie das Handeln der TeamkollegInnen im Alltag als mindestens ebenso wirksam betrachten. Es macht einen Unterschied, ob BetreuerInnen im Zweifel an der eigenen Wirksamkeit an TherapeutInnen verweisen oder gemeinsam mit allen Teammitgliedern neue Wege suchen, um wieder Wirkung entfalten zu können.

Diese Ideen lösten neben Zustimmung durchaus auch kontroverse Reaktionen aus. Zum einen gab es die Verwunderung darüber, dass der Zauber nicht allein und vorrangig von den TherapeutInnen ausgehen soll. Diese Zweifel gingen bis hin zur Frage, was dann den entscheidenden Unterschied zu Wohngruppen ohne TherapeutInnen ausmache. Zum anderen gab es auch Stimmen, welche fragten, ob man nicht von diesem „selbstreflexiven“ Gerede wieder zum Austausch über den unmittelbaren Kontakt mit den Jugendlichen zurückkehren solle.

Individuelle Erkenntnisse, Ideen und Impulse

Ob das Vorhaben, mit dem Diskurs in der Arbeitsgruppe eine Gelegenheit für das Erfahren individueller Erkenntnisse, Ideen und Impulse zu geben, erfolgreich umgesetzt werden konnte, kann jede/r nur für sich selbst einschätzen. Ich für meinen Teil kann hier nur wiedergeben, welcher Gedanke mir in der Diskussion kam und mich auch noch im Nachhinein immer wieder beschäftigt. Zur Illustration



greife ich auf den Begriff „Droste-Effekt“ zu. Der Name bezeichnet rekursive Bilder. Zum Anfang des vorigen Jahrhunderts hatte die niederländische Firma Droste eine Kakao-Dose auf den Markt gebracht, auf der eine Krankenschwester mit eben dieser Kakao-Dose abgebildet ist, auf der dieselbe Krankenschwester mit wiederum dieser Kakao-Dose zu sehen ist, auf der eine Krankenschwester usw. usf. Mir ist dieses Bild oft hilfreich, wenn ich mit KollegInnen

über unsere BewohnerInnen und unsere Arbeit mit ihnen reflektiere. Ursula Lindauer (2005) hat auf einer der vorhergehenden Fachtagungen Folgendes beschrieben: „Die enge Betreuung von psychisch kranken Jugendlichen löst projektive Identifikationen aus, das heißt, die Helfer identifizieren sich zumindest teilweise mit der betreuten Person, übernehmen deren Weltsicht und agieren entsprechend. Dieser Prozess findet zwangsläufig statt!“ (Lindauer, 2005, S. 31). Auch dies ist eine rekursive Erklärung mit einem ähnlichen Zwangsmuster wie bei der Dame auf der Kakao-Dose. Was aber, wenn man die Beschreibung nur geringfügig verändert? Die enge Betreuung von psychisch kranken Jugendlichen löst projektive Identifikationen aus, das heißt, die Jugendlichen identifizieren sich zumindest teilweise mit den betreuenden Personen, übernehmen deren Weltsicht und agieren entsprechend. Dieser Prozess findet zwangsläufig statt!

Wenn man dem Gedanken der „zwangsläufigen“ rekursiven Wirkung folgt, dann macht es Sinn, über sich selbst zu reflektieren, über die Beziehungsgestaltung innerhalb eines Teams, über die Art und Weise, wie PädagogInnen und TherapeutInnen *miteinander* über Wirkungen, Ziele und Wirksamkeit sprechen.

In diesem Sinne erlebte ich die Diskussion in der Arbeitsgruppe als gelungenes Beispiel einer offenen und transparenten Auseinandersetzung um die Beziehungen, die SozialarbeiterInnen, ErzieherInnen und TherapeutInnen miteinander eingehen, um wiederum wirksam und erfolgreich mit Jugendlichen in Beziehung zu sein und auf beiden Ebenen allen neue Handlungsräume zu eröffnen.

Literatur

- de Shazer, S. (1998). „... Worte waren ursprünglich Zauber“ *Lösungsorientierte Therapie in Theorie und Praxis*. (2. Aufl.). Dortmund: Verlag modernes Lernen.
- Freud, S. (2003). *Studienausgabe Bd. 1: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse und neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. II. Teil. Die Fehlleistungen*. Frankfurt/M.: S. Fischer-Verlag.
- Lindauer, U. (2005). Das Therapeutische Milieu der Jugendwohngruppen. In: Arbeitskreis der Therapeutischen Jugendwohngruppen Berlin, *Das Therapeutische Milieu als Angebot der Jugendhilfe*, S. 16-33. Berlin: Verlag allgemeine jugendberatung.
- Semken, R. & Weber, B. (2010). Das Konstrukt „Hilfeverlauf“ im Therapeutischen Einzelwohnen Mobile. *Systema* 1, 5-17.